

# Der Bauer und der Büchermann : Erinnerungen des blinden Kolporteurs Jakob Birrer

Autor(en): **Messerli, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Librarium : Zeitschrift der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = revue de la Société Suisse des Bibliophiles**

Band (Jahr): **33 (1990)**

Heft 2

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-388525>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ALFRED MESSERLI (ZÜRICH)

## DER BAUER UND DER BÜCHERMANN

Erinnerungen des blinden Kolporteurs Jakob Birrer

Im Jahre 1837 tritt der blinde Jakob Birrer, von der Buchhandlung der Herren Orell, Füßli und Compagnie mit einer bedeutenden Portion Volksschriften versehen, seine Wanderung als Kolporteur durch den Kanton Zürich an. Über seinen «Bücherwandel und Bücherhandel<sup>1</sup>», der ihn durch fast alle Kantone der Schweiz, durch Deutschland, an die belgische Grenze und bis in das Königreich Dänemark führte, sind wir durch seine Lebensgeschichte, die 1839 in Zürich er-

schien, gut unterrichtet (Abb. 1). Birrer hatte erfahren, daß schon einige Blinde durch Herausgabe ihrer Lebensbeschreibungen sich «einen ziemlichen Gewinn [zu] verschaffen» wußten, und so suchte er «die Mithilfe von Schriftstellern nach<sup>2</sup>» und fand endlich den Kilchberger Sekundarlehrer Heinrich Nägeli, der, zu dieser Zeit ans Krankenlager gebunden, seine «Sonderbaren Erinnerungen und Merkwürdigen Lebensfahrten» niederschrieb. Diese Erinnerungen sind aus vielerlei Gründen aufschlußreich, geben sie doch Aufschluß darüber, wie ein Teil der Bevölkerung der Zürcher Landschaft in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit Lesestoff versorgt wurde.

Buchdruckereien, Buchbindereien und Buchhandlungen hatten sich nur in den größeren Städten etabliert, und da der Landmann nicht leicht zu jenen fand, so mußte denn der Lesestoff zu diesem gebracht werden. «Der Hausierer war der mächtigste Lesestofflieferant des 18. und 19. Jahrhunderts<sup>3</sup>». Er machte die ländliche Bevölkerung mit neuen Ideen vertraut, er brachte Nachrichten und allerlei Unterhaltung.

Jakob Birrer kam am 22. Juni 1800 in Luthern, Kanton Luzern, als zweitältestes von sechs Kindern zur Welt. Seine Eltern waren Bauersleute. Mit vier Jahren erkrankte er an den Blattern (die Impfung der Kuhpocken war damals noch nicht allgemein) und erblindete. Der unbemittelte Vater scheute keine Kosten, um seinem Sohne das Augenlicht wieder zu geben. Aber weder der Zürcher Stadtarzt Meier<sup>4</sup> noch der Pariser Wunderdoktor Tadini, der in Luzern und Willisau Station machte, konnten oder wollten helfen.



<sup>1</sup> Titelblatt der zweiten Auflage von J. Birrers Lebensgeschichte.

Tadini machte sich davon, nachdem er die erste Hälfte seines Honorars von sieben Louisdor, wofür Vater Birrer eine Kuh verkaufen mußte, entgegengenommen hatte. Seit seiner Erblindung führte der kleine Jakob «ein eigentliches Pflanzenleben»; man überließ ihn sich selbst, ohne alle Beschäftigungen und ohne ihn in die Schule zu schicken. Erst später nahm ihn der Vater aufs Feld oder ins Holz. Diese Arbeit, obgleich hart, zeigte ihm, «daß die Arme zu etwas anderm da seien, als sie hängen zu lassen». Mit elf Jahren besuchte er den Religionsunterricht, wo er dank seines guten Gedächtnisses die meisten der sehenden Mitschüler an Kenntnissen übertraf. Sein jüngerer Bruder begleitete ihn jeweils zu dem eine halbe Stunde weit entfernten Pfarrhause. Einmal, als es so stürmisch und regnerisch war, daß sein Bruder ihn nicht hinführen und auch die Eltern ihn nicht gehen lassen wollten, machte er sich allein auf den Weg: «Ein langes Scheit vertrat mir die Stelle eines Stockes; und obgleich der Weg nicht ganz gefahrlos war, auch über eine Brücke und einen Steg führte, so kam ich doch ganz unversehrt, aber freilich durch und durch naß, am Orte meiner Bestimmung an<sup>5</sup>.»

Er begann nun, seinem Großvater mütterlicherseits, der ein geschickter Arzt war, zu helfen und machte für diesen Botengänge nach Willisau. 1817 führte er auf eigene Kosten ein kleines Handelsgeschäft mit Kaffee, Zucker und Tabak. Eine Wallfahrt im Jahre 1825 nach Sachseln in Obwalden zu Niklaus von Flüe brachte eine Wende in sein Leben. Im Gespräch mit dem Pfarrvikar erfuhr er von der Zürcher Blindenanstalt, wo Blinde sowohl in wissenschaftlichen Fächern als auch in Handarbeiten unterrichtet würden, um sie in die Lage zu versetzen, später ihr eigenes Auskommen zu finden. Birrer erkundigte sich selber in Zürich und brachte es endlich so weit, gegen den Widerstand des Waisenvogtes und der übrigen Gemeinde-

behörden von Luthern, für ein Jahr in das Blindeninstitut in Zürich eintreten zu dürfen. In seinem Dorfe herrschte die Meinung, «es sei lächerlich, im 25sten Jahre noch in die Schule zu gehen; ... ich [sei] ja gescheit genug; ... auch solle ich bedenken, in welch große Gefahr meine Religion an einem reformierten Orte gerathe<sup>6</sup>».

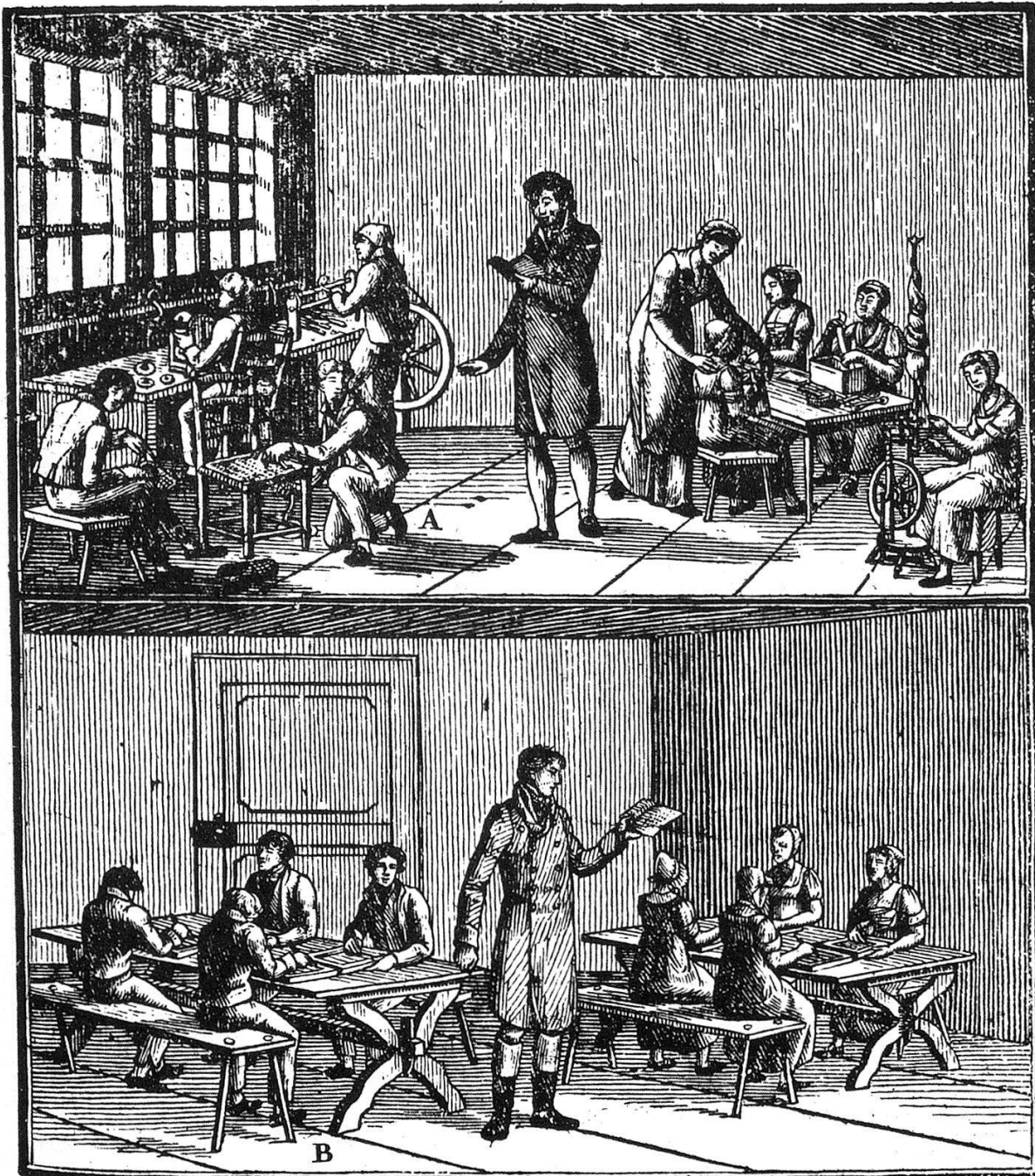
Vom 1. Mai 1826 bis Ende August 1827 nahm er unentgeltlich am Unterricht teil und hatte nur das Kostgeld für seinen Aufenthalt zu bezahlen. Er lernte mehrere Handarbeiten, Schreiben, Lesen, Kopf- und Tafelrechnen und Klarinettspielen (Abb. 2)<sup>7</sup>. Zu dieser Zeit (1825–1827) war der Württemberger Ignaz Thomas Scherr Oberlehrer am Blindeninstitut<sup>8</sup>. Die Anstalt mit ihren 19 Blinden und sieben Taubstummen (Sommer 1827) konnte, dank ihres begabten Leiters, als muster- gültig gelten und wurde von zahlreichen Fremden aus ganz Europa besucht<sup>9</sup>.

Die Erinnerung an die Institutszeit und an den damaligen Leiter sind ihm ein Leben lang teuer. Birrer wird in den Rechenschaftsberichten der Zürcher Blindenanstalt von 1826 und 1827, irrtümlicherweise unter dem Namen Bircher, erwähnt: «Der Aufnahme dieses jungen Mannes stellten sich große Hindernisse entgegen, die er aber durch unerschütterliche Ausdauer in Verfolgung seiner lobenswerten Absicht theilweise zu beseitigen wußte. ... Bircher besucht die Unterrichtsstunden pünktlich, ist außerordentlich fleißig und hat in Handarbeiten bereits auffallende Fortschritte gemacht<sup>10</sup>.»

Und ein Jahr später heißt es von ihm: «Er wird sich nun in der Stadt Luzern aufhalten, und man darf überzeugt seyn, daß er im Stande wäre, sich dort durch die erlernten Handarbeiten genügendes Auskommen zu verschaffen. Sein Speculationsgeist hat ihn, wie man hört, getrieben, einen Kramladen anzulegen. Möge er dieß nicht bereuen müssen<sup>11</sup>!»

Jakob Birrer ließ sich in Luzern nieder.

Erziehungs-Anstalt für blinde Kinder, in Zürich.



A. Die Arbeit-Schule der blinden Kinder der beyden Geschlechter, wo sie verschiedene Arbeiten verfertigen, und der Lehrmeister ihnen aus einem Buche etwas nützliches vorliest. B. Die Lehr-Stube in welcher der Lehrmeister sie im Lesen und Schreiben unterrichtet.

2 Holzschnitt aus dem «Hinkenden Bothen von Vivis. 1814». Aus der Meisterischen Lesebibliothek bzw. aus deren Jugendbibliothek durfte die Blindenanstalt während des ganzen Jahres Bücher zum Vorlesen sowie Unterrichtsbücher beziehen. Der Zürcher Pfarrer Jakob Heinrich Meister (1744–1826) wurde als Verfasser einer freigeistigen Schrift «De l'origine des principes religieux» vom Zürcher Rat des geistlichen Standes enthoben und zur Gefangenschaft verurteilt. Er flüchtete 1769 nach Paris und verkehrte mit Necker, Diderot und Grimm. Zwischen 1775 und 1790 redigierte er die berühmte «Correspondance littéraire philos. et critique»; 1798 kehrte er nach Zürich zurück und wurde 1803 von Napoleon zum Präsidenten der Regierungskommission für die Einführung der Meditationsakte im Kanton Zürich ernannt.



Seinem Wunsch, sich mit der Modearbeiterin Jungfer Elisabeth Brändli aus der Enge bei Zürich, die er als Tischgenossin während seiner Institutszeit in Zürich kennengelernt hatte, zu verheiraten, stellte sich auch diesmal die Gemeindebehörde von Luthern in den Weg. Es müsse fraglich bleiben, ob er mit seinem Handel eine allfällige Nachkommenschaft zu unterhalten vermöge. Auch sei es gefährlich, sich mit einer Zürcherin zu verheiraten, «da in dorten die Ehe nur als ein bürgerlichen Vertrag, nicht aber als ein hl. Sakrament geachtet<sup>12</sup>» werde. Birrer beschritt nun den Weg «des strengen Rechtes», und der «täglich Rath der Stadt und Republik Luzern» mußte in seiner Sitzung vom 7. März 1829 in die Heirat einwilligen. Diese fand eine Woche später statt. Neben andern bedeutenden Ausgaben hatte Birrer auch 36 Franken für päpstliche Dispensen zu entrichten. Seine Frau gebar zwei Kinder, Johann Christian 1829, Maria Elisabeth 1830<sup>13</sup>. 1834 starb seine Frau<sup>14</sup>. Nachdem auch sein Sohn gestorben war, begab sich Jakob Birrer wieder nach Zürich und wandte sich an den nun als Seminardirektor tätigen Scherr. Dieser schlug ihm vor, «gute Volksschriften, deren eben mehrere neue erschienen sind, von Dorf zu Dorf, ja von Hause zu Hause in hiesigem Kantone feil [zu] tragen und [zu] verbreiten<sup>15</sup>». Die Lehrer des Kantons würden ihn darin gewiß unterstützen, indem sie die Schriften Kindern und Erwachsenen anempfehlen würden, und wo die Wege ihm noch fremd wären, ihm als Führer mittelbar oder unmittelbar an die Hand gehen. Scherr stellte ihm endlich auch ein Empfehlungsschreiben aus, welches ihn bei den Volksschullehrern auf dem Lande einführen sollte.

Von da an betrieb Birrer in den Sommermonaten seinen Buchhandel; in der kälteren Jahreshälfte (Oktober bis März) arbeitete er als Strohflechter. Er wohnte wohl erst in einer der Vorortsgemeinden Zürichs, von April 1839 bis Mai 1843 und

wieder von Juni 1850 an in der Stadt selbst<sup>16</sup>. Im «Verzeichniß der Stadtbürger von Zürich auf das Jahr 1842» wird er unter den Hintersassen als «Handelsmann» aufgeführt, zusammen mit einer Tochter Anna; ebenso im Jahre 1851 und 1855<sup>17</sup>.

Über seinen Handel mit Büchern, dem er in dieser Zeit nachging, schreibt Birrer in seiner Autobiographie «Sonderbare Erinnerungen und Merkwürdige Lebensfahrten» nicht eben viel: «Wenn ich dächte, meine Leser wären Liebhaber vom Gähnen, so wollte ich ihnen meinen Bücherwandel und Bücherhandel Schritt für Schritt, lang und breit erzählen. Ich wäre im Stande, ihnen zu sagen, wie man mir in jedem Flecken, Dorf und Dörflein begegnet, wo ich viel, wo wenig angebracht, wo zu Mittag und wo zu Nacht gespiesen habe. Allein ihr rufet mir zu: <Verschone uns mit solchem Zeug.><sup>18</sup>» Erst die 1850 in Zürich erschienene Fortsetzung seiner Lebensgeschichte «Reiseberichte, Reiseabenteuer, Anekdoten und Gedichte aus den Jahren 1841–1849<sup>19</sup>» berichtet ausführlich über seinen Alltag als Kolporteur (Abb. 3). Protokollartig vermerkt Jakob Birrer darin, welche Preise in den Gasthöfen für das Essen und für die Übernachtung er zu bezahlen hatte, in welchem Zustande sich die Wege befanden, welche Leute er unterwegs getroffen und wie man ihm begegnete, wie viele Bücher (in dieser Zeit fast ausschließlich seine Autobiographie) er abgesetzt, wer die Käufer waren, wer ihn zu diesen geführt, endlich, welche Hindernisse die Behörden ihm in den Weg gelegt und wie er am Ende doch zu einer polizeilichen Bewilligung für sein Gewerbe gekommen.

Jakob Birrer starb im Jahre 1855<sup>20</sup>.

Verkaufte er anfangs seine Bücher nur im Kanton Zürich, weitete sich sein Arbeitsgebiet nach und nach über die Kantons- und Landesgrenzen aus. Im Kanton Zürich gaben ihm die Lehrer nicht nur ein Verzeichnis der möglichen Käufer, son-

dern auch Knaben als Führer an die Hand. Da er außerhalb des Kantons nicht mehr auf ihre Hilfe hoffen durfte, hatte er sich ein Spitzhündchen dressiert (Abb. 4), und engagierte Lohndiener, die ihn den

## Reiseberichte, Reiseabenteuer, Anekdoten

und

### Gedichte

aus den

Jahren 1841 — 1849,

herausgegeben

von

dem blinden

**Jakob Birrer,**

von Luthern im Kanton Luzern, wohnhaft in Zürich.



Zürich. 1850.

Im Verlag des Verfassers.

Druck von G. Kehler

3 Titelblatt zur Fortsetzung von Jakob Birrers  
Lebensgeschichte.

potentiellen Kunden zuführten. Die richtige Wahl war entscheidend für den Erfolg. In Lausanne war er in größter Verlegenheit, weil dort die Lohndiener «dem Branntweintrinken sehr ergeben<sup>21</sup>» waren. Sein Führer in Vevey war einst Gastwirt gewesen und schämte sich nun, da «er noch so viel Rauch im Kopfe hatte, ... in manche Häuser zu gehen», wodurch Bir-

rer einen Schaden von «wenigstens 14 Fr.<sup>22</sup>» entstand. Ein andermal glaubte man, seines jungen unansehnlichen Führers wegen, er wolle betteln<sup>23</sup>. In Kaiserslautern wiederum fand sich ein sehr guter Führer, der das Subskribentensammeln aus dem Fundament verstand und die Geschäfte sehr beförderte. Da dieser aber auch nur auf einem Auge sah, lachten die Leute und sagten: «Von vier Augen sehe nur eins<sup>24</sup>.» Birrer mußte ihn trösten; es sei doch gut, wenn sie zwei, mit einem Auge, so gute Geschäfte machten als andere mit vier.

Birrer ließ die Kaufwilligen auf einer Subskriptionsliste unterschreiben, händigte ihnen aber in der Regel das Buch sofort—gegen Bezahlung—aus. Dadurch fiel er nicht in die Kategorie der Hausierer, deren Gewerbe an vielen Orten nicht gestattet war. Zudem hatte die an erster Stelle mit einem wohlklingenden Namen versehene Liste eine kauffördernde Wirkung. Ein weiteres Werbemittel waren die zahlreichen Empfehlungsschreiben auf der Subskriptionsliste selbst oder auf einem separaten Blatt. Sie wurden jeweils vorgezeigt und durften sich auch zeigen lassen. Da fand sich ein Antistes Geßner aus Zürich, ein Seminardirektor Keller aus Aarau, ein Scheitlin aus St. Gallen. Nach Möglichkeit zeigte Birrer das geeignetste Empfehlungsschreiben. Selten unterlief ihm ein Mißgriff wie beim Kloster Kreuzlingen, wo er aus Versehen das Empfehlungsschreiben eines protestantischen Pfarrers vorwies und man ihn davonjagte. Das hatte sich in den späten 40er Jahren, zur Zeit des Sonderbundes, zuge-  
tragen.

Die Bücher trug Birrer in einer Bücherkiste mit sich; ihr Gewicht wird an einer Stelle mit 60 Pfund angegeben<sup>25</sup>. Ging ihm der Vorrat aus, ließ er weitere Exemplare durch die Post nachschicken oder, wie in Hamburg, eine neue Auflage drucken. Bei schlechtem Geschäftsgang hinterlegte er, wenn sich die Möglichkeit bot,



Am 8. October 1847 wurde mir mein treuer Führer, der mich während fünf Jahren auf meinen Reisen in Deutschland begleitete, in Berlin entwendet. J. B.

4 «Frontispiz der dritten Auflage von Birrers 1847 in Hamburg erschienenen Erinnerungen.

eine Anzahl Exemplare seines Buches bei Buchhändlern in Kommission. Die Käufer seiner Lebensgeschichte waren ein gebildetes Publikum, Honoratioren, reiche Bauern, Herrschaften, die sich an Kurorten aufhielten, bürgerliche Damen und Herren, Beamte und vor allem protestantische Geistliche, nach Birrer «hochgestellte Personen», weil diese «besondere

Herzen und mehr Einkommen haben, als Professionisten<sup>26</sup>». In Birrers «Reiseberichten» finden sich auch detaillierte Angaben der Verkaufszahlen seiner 1839 in erster Auflage erschienenen Lebensgeschichte. In Basel setzte er, versehen mit einem Empfehlungsschreiben von Pfarrer Sarasin, 350 Exemplare ab. Auf der Fußreise von Neuchâtel über Colombier, Cortaillod, St-Aubin, Concise nach Yverdon verkaufte er in jedem der größeren Dörfer vier bis sechs Exemplare. Von den in Bern bei einem Buchhändler in Kommission gegebenen Büchern gingen 85 Stück weg. In Speyer fand er in drei Wochen 130 Abnehmer; in Plauen sammelte er 65 Unterschriften, in Zwickau 45. Das beste Ergebnis erzielte er in Schweinfurt, wo er innerhalb dreier Tage 100 Unterschriften zusammenbrachte. Aber es gab auch Orte, wo kein Auskommen zu finden war. In Frankfurt am Main war seit kurzem ein Gesetz gegen das Subskribieren in Kraft. Auch in Dresden erhielt er von der Polizei keine Bewilligung für seinen Bücherhandel.

Der Verkaufspreis für seine Autobiographie betrug 40 Kreuzer bzw. einen Gulden (fl.). Eine Mahlzeit kostete ihn in München (Suppe, Fleisch und Gemüse, noch eine Speise, Brot und eine Flasche Bier) 14 Kreuzer. Im Spital zu Würzburg, wo er seines schmerzenden Armes wegen sich einige Tage aufhalten mußte, hatte er pro Tag 30 Kreuzer zu bezahlen. Meist reiste Birrer zu Fuß, selten benutzte er die Postkutsche oder einen Gesellschaftswagen (Omnibus); über den Bodensee und auf dem Rhein fuhr er mit einem Dampfboot; von Dresden nach Meißen nahm er die Eisenbahn, und über die zugefrorene Elbe konnte er nur mit einem Schlitten gelangen.

Über die Schwierigkeiten, als Blinder in einer Stadt sich zurechtzufinden, teilt Birrer in einem Anhang seiner «Sonderbaren Erinnerungen» dem Leser «Erprobte Regeln für den blinden Wanderer» mit:

«Will der Blinde durch eine Stadt gehen oder in derselben herum, so bedarf er das erste Mal eines Führers. Von diesem lasse er sich recht Vieles erklären und benennen. Er erkundige sich, wenn er mit ihm durch eine Hauptstraße geht, besonders auch darnach, wie viele Nebengassen sich auf jeder Seite befinden, wie dieselben heißen, ob sie steil oder eben, breit oder enge, lang oder kurz seien. Er gebe genau Acht auf jedes Geräusch, das sich regelmäßig hören läßt, und das ihn also nachher beim Alleingehen leiten kann; z. B. das Geräusch von Flüssen, Brunnen, Mühlen, Sägen und Schmiedewerkstätten. Eben so verschaffe er sich vermittelt des Geruches so viele leitende Merkmale als möglich. Dazu bietet sich ihm in Städten vielfältige Gelegenheit dar; denn hier finden sich Apotheken, Färbereien, Gerbereien, Schlachthäuser, Bäckereien, Spezereiladen, Pferdeställe u. s. w. Alle diese Örter lasse sich der Blinde durch die Nase dem Gedächtnisse zuführen; so wird ihm dieses das Gehen ohne Führer sehr erleichtern.

Er thut gewöhnlich besser, den Häusern nachzugehen, als die Mitte der Straße zu halten, besonders wenn er bald in eine Seitengasse abzulenken hat. Zwar nimmt er diese Gasse schon durch den Zug und Druck der Luft und durch den Schall der Fußtritte wahr; nur muß er sich in Acht nehmen, daß er nicht einen offenen Haus-

gang für ein Nebengäßchen halte; ein Irrthum, der mir wirklich schon begegnet ist.

Kommt ihm ein Gefährt nach oder entgegen, so weiche er bei Zeiten und mit Sorgfalt aus. Er stelle sich hinter einen Wehrstein, wenn gerade ein solcher vorhanden ist, oder schmiege sich an eine Hausthüre hin, oder lenke in eine Seitengasse ab, wenn er eine solche ganz nahe weiß. Dann warte er ein Weilchen, um nicht etwa unter ein anderes Gefährt hinzulaufen, das er des ersten wegen nicht kommen hörte. Bei jedem Gerassel halte er solange inne, bis er die Fußtritte der Leute wieder hören kann. Sonst rennt er häufig an Jemanden an, namentlich an leise auftretende Frauenzimmer, die schnell mit einem Schrei des Entsetzens in ein <impertinent> ausbrechen, aber auch eben so schnell, den Thäter erkennend, zur höflichsten, mitleidigsten Abbitte schreiten<sup>27</sup>.»

Am Schluß der «Sonderbaren Erinnerungen» ist schon in der ersten Auflage von 1839 das Gedicht «Der Büchermann und der Bauer» beigegeben, worin Birrer die ihm vertraute Situation des Lesestoffverkaufs in einem Dialogspielerisch behandelt. Bei aller Selbststilisierung zum wortgewandten Kolporteur und Typisierung des Bauern dokumentiert diese Wechselrede eine wichtige Übergangszeit im Prozeß der Lektürepraxis:

<i>«Büchermann</i>	Herbei, mein Bauersmann, herbei, Mir Etwas abzukaufen! Ich komm' mit Büchern allerlei Aus ferner Stadt gelaufen
<i>Bauer</i>	Mir fehlt zum Lesen Zeit und Geld; Ich bin verbannt aufs Ackerfeld.
<i>Büchermann</i>	Wie, Zeit und Geld? ich kann's nicht glauben. Was fangt ihr denn im Winter an? Die Langeweile sich zu rauben, Ist doch das Lesen wohl gethan.
<i>Bauer</i>	Ja wol; ich habe manche Stunde Am langen Winterabend frei, Und höre gern aus And'rer Munde,



Was da und dort begegnet sei.  
 Ich selber aber bin im Lesen –  
 Will's nur bekennen – allzuschwach;  
 Bin selten in der Schul' gewesen;  
 Das geht mir bis auf heute nach.  
 Was soll ich drum mit Büchern machen?  
 Die sind für mich verborg'ne Sachen.

*Büchermann* So sagt mir, habt ihr keine Kinder?  
*Bauer* Ein Dutzend; – ja, nicht Eines minder.  
 Die größten drunter lesen alle  
 Vom Blatte weg in Einem Schwall.

*Büchermann* Nun denn! die lesen schon am Abend  
 Und auch am Sonntag euch Was vor.  
 Dieß ist für Geist und Herz erlabend,  
 Und zieht zum Denken euch empor.

*Bauer* Ganz recht! Ich seh' es selber ein,  
 Die Bücher können nützlich sein.  
 Wenn nur dazu das viele Geld  
 Mir wüchs' auf meinem Ackerfeld.

*Büchermann* Müßt nicht von vielem Gelde sagen;  
 Gar wohlfeil sind die Bücher mein;  
 Und etwas Weniges zu wagen,  
 Sollt' euch denn doch wol möglich sein.

*Bauer* So laßt einmal die Sachen sehen,  
 Und sagt den kleinsten Preis getreu!

*Büchermann* Wol wird euch über Alles gehen  
 Ein schönes Betbuch, nagelneu.  
 Ich denk', daß es euch nicht gereu',  
 Dafür zwölf Batzen zu erlegen.

*Bauer* Dazu laß ich mich nicht bewegen.  
 Betbücher hab' ich ganze Haufen,  
 Und manches, leider! liegt im Staub;  
 Und neue will ich keine kaufen;  
 Denn wie man sagt, und wie ich glaub',  
 Ist viel mehr Schärfe in den alten  
 Und viel mehr Glaubenskraft enthalten.

*Büchermann* So kauft das Buch von jenem Grafen,  
 Den grause Kerkerleiden traf!

*Bauer* Was soll ich doch von Schurken lesen,  
 Die Jahre lang im Thurm gewesen?

*Büchermann* Nicht doch, mein Lieber, dieser Graf –  
 Er lebt noch jetzt – ist mehr als brav.  
 Gerade weil er Gutes that,  
 Verdammt' ihn des Monarchen Rath.  
 Er war es, der nach Freiheit strebte,  
 Nur für das Wohl des Volkes lebte.  
 Dem aber, dem das Volk ein Knecht,  
 War solch ein Treiben gar nicht recht.

*Bauer* Ach! also war's ein Freiheitsmann?  
Ich muß ihn sehr beklagen.  
Wißt, daß ich jetzt nicht anders kann,  
Als die fünf Batzen wagen!

*Büchermann* Seht weiter nun! In diesem Buche  
Stellt ein Gelehrter faßlich dar,  
Wie glücklich Peter im Versuche,  
Viel Wunder zu erklären, war.

*Bauer* Für mich ist dieß, so viel ich merk',  
Ein zehnmal zu gelehrtes Werk.  
Versteh' ich doch die große Zahl  
Der Bibelwunder nicht einmal.

*Büchermann* Doch dieses Büchlein müßt ihr haben.  
Es spricht vom Schicksal eines Knaben,  
Der einsam manches lange Jahr  
Auf einer fernen Insel war,  
Dem Tod entronnen wunderbar.  
Reicht eurer lieben Kinderschar  
Dieß Büchlein zum Geschenke dar!

*Bauer* Ja, wenn ich meinen Kindern allen,  
Was ihnen würde wohl gefallen,  
Stets ohne weitres wollte kaufen,  
Bald könnt' ich mit den Lumpen laufen.

*Büchermann* Wollt ihr von diesem auch nichts hören,  
Das schön von Kriegesnoth erzählt?  
Wenn ihr es kauft, so darf ich schwören,  
Ihr habt aufs trefflichste gewählt.  
Es steht drin, wie Napoleon. . . .

*Bauer* Den Menschenfresser kenn' ich schon,  
Mag von ihm hören keinen Ton.

*Büchermann* So kauft ein Paar von diesen kleinen!  
Die sind doch wohlfeil, sollt' ich meinen?  
Vier Rappen nur das Stück; an allen  
Habt ihr Genuß und Wohlgefallen.  
Seht! diese kleinen Schriften melden  
Viel Großes euch von Glaubenshelden,  
Von dem Märtyrer Martin Huß.  
In andern ist erzählt von Thieren,  
Die ihr Geschlecht durch Züge zieren,  
Worüber man erstaunen muß.  
Geschildert wird der Elephant,  
An Klugheit wahrlich uns verwandt.  
Vollends ins Wunderbare geht,  
Was von dem treuen Hunde steht.

*Bauer* Ja, ja, ich weiß, wie dieses Thier  
Gar oft, trotz seiner Beine vier,  
Uns Menschen, die wir aufrecht wandeln,  
Beschämt durch sein geschicktes Handeln,

Durch seine Folgsamkeit und Treue.  
 Wißt, daß ich täglich mich erfreue  
 An meinem eignen lieben Hund!  
 Ja, Gott erhalt' ihn mir gesund!  
 Nun will ich wahrlich, ihm zu Ehren,  
 An einem Schilling mich nicht kehren.  
 Noch heut soll Felix oder Franz  
 Mir lesen die Geschichten ganz.  
*Büchermann* So hab' ich denn zu guter Letzt'  
 Ein Hundebüchlein abgesetzt<sup>28</sup>.»

In schöner Ordnung versammelt das Gedicht die Summe von Birrers Erfahrungen mit einem ländlichen Käuferpublikum; es entwirft die geschickte Verkaufsstrategie eines Bücherhändlers, der um das Vorurteil seiner Abnehmer weiß. Der Gebrauchswert seiner Ware ist nicht unbestritten, das heißt, das Bewußtsein der Kunden vom Nutzen der Lektüre ist nicht allgemein. Oft fehlen die Voraussetzungen seiner Realisierung. Die Kulturtechnik Lesen bedarf einer Anzahl von Bedingungen, die in diesem ländlichen Milieu nur zum Teil gegeben sind. Der Bauer ist, so hat es wenigstens den Anschein, ein Leser «alten Typus», der noch unberührt geblieben ist von jenem Wandel in der Mentalität, den Rolf Engelsing in die ein wenig schematische, aber insgesamt glückliche Charakterisierung gefaßt hat: «Von der – auf religiöse Lesestoffe gerichteten – intensiven Wiederholungslektüre hin zur – weltliche Literatur breit erfassenden – extensiven Lektüre<sup>29</sup>.» Das Gros der ländlichen Bevölkerung hatte ohnehin diesen die Leserevolution verursachenden Prozeß des Übergangs hin zur extensiven Lektüre nicht oder erst viel später vollzogen. Ihr Lesebedürfnis scheint durch den herkömmlichen Lektürekanon, der sich aus «Erbauung durch Bibel, Postille, Katechismus, praktische Lebenshilfe durch Kalender und Unterhaltung grobschlächtiger Art, etwa durch Volksbücher, Moritaten<sup>30</sup>» zusammensetzte, vollständig befriedigt worden zu sein. Und dem beschränkten Lesebedürfnis

entsprach eine ebenso beschränkte Lesefähigkeit. Die Schulzeit unseres erfundenen Bauern müßte in eine Zeit gefallen sein, wo die allgemeine Schulpflicht für Mädchen und Knaben lediglich als gesetzliche Forderung, nicht aber als durchgehende Praxis bestand. Wie man sich das «bin selten in die Schul' gegangen» vorzustellen hat, erhellt das Manuskript «Topographisch-Ökonomische Beschreibung der Landschaften und des Thals Frutigen. Verfaßet im Hornung; 1790»:

«Der Schuhldienst sehr gering geschätzt, doch nicht an allen Orten gleich. Die Kinder zahlreich, aber von den Eltern schlecht dazu gehalten; sintemahl die fleißigsten gegen 70. Tage, die meisten mehr nicht, als 30. bis 40. Tage per Jahr die Schuhl besuchen; und sehr viele 10. bis 20. und mehr nicht. In vielen Schuhen wird gar nicht geschrieben; in mehren nicht catechisiert, weil die Kinder sich des Sontags noch weniger, als am Werktag einfinden wollen. Mehrere sind mit aller Mühe blos zu einigem Lesen zu bringen. Das Vorurtheil, daß die Alten von diesem allem nichts gebraucht, oder es sonst seit langem nicht mehr üblich gewesen, steht wie ein Bollwerk allen Bemühungen zur Verbesserung entgegen<sup>31</sup>.»

Nach vier Jahren Winterschule kamen so im ungünstigsten Falle 40 bis 80 Schultage zusammen, und das war zu wenig, um, bei den dürftigen didaktischen Möglichkeiten der damaligen Schule, über ein mühsames Dechiffrieren der Buchstaben hinauszugelangen.

Der Büchermann nun knüpft am traditionellen Erfahrungshorizont seines potentiellen Käufers an, um im Verlauf des Gespräches über diesen hinauszugehen. In bewußter Strategie benennt er die Möglichkeiten der Lektüre seines ländlichen Käuferpublikums. Sein Angebot an Büchern ist vielfältig (Diversifikation); er bringt sie aus der «fernen Stadt» (die hier als Chiffre für «neu» und «wohlinformiert» steht). Der Bauer hat, davon überzeugt ihn der Hausierer, wohl Zeit zur Lektüre «am langen Winterabend», um «die Langeweile sich zu rauben». Aber die Lektüre vermag noch mehr: sie zieht zum Denken empor und erlabet Geist und Herz. Dieses volksaufklärerische Programm, das bezeichnenderweise von einem blinden Büchermann vorgetragen wird, droht am Unvermögen des Bauern zu scheitern. Von der Schwäche des Bauern, dieses Angebot im Vollzug der Lektüre zu realisieren, war schon die Rede. Bücher aber müssen ihm nicht «verborg'ne Sachen» bleiben. Es gibt andere Zugänge zum Geschriebenen und Gedruckten als das persönliche Lesen. Der Vorschlag des Büchermannes, seine Kinder laut vorlesen zu lassen, verweist auf einen im Ancien Régime und noch im 19. Jahrhundert nicht nur in der Unterschicht verbreiteten Aneignungsmodus literarischen Wissens durch «semiliterarische oder semiorale» (Vorlese-)Akte. Dieser «Literarisierung ohne Alphabetisierung» kommt nach Reinhard Wittmann «als Übergangsstufe vom gesprochenen Wort zum literarischen ... eine besondere Rolle im bäuerlichen Bildungs- und Zerstreuungsbereich zu<sup>32</sup>». Gründe für die gemeinsame Rezeption mögen mit der Mangelware «Lesestoff» und Licht zusammenhängen, aber auch mit dem Bedürfnis, die literarisch vermittelte Realitätserfahrung «einer ebensolchen Realitätsprüfung, die unmittelbare Anschauung ersetzt durch Kommunikation<sup>33</sup>», zu unterziehen. Und die Vorlesesituation ist nicht voraussetzungslos. Schenda nennt

neben dem Vorhandensein einer «Person, die nicht nur einfach lesen, sondern die laut und flüssig vorlesen kann», auch einen geeigneten Raum, der groß genug und im Winter heizbar ist, und Licht für den Leser. Darüber hinaus muß Vorlesen «ein allgemein akzeptiertes Kulturverhalten sein». Und endlich setzen Vorleseakte ein gewisses Maß an geistiger Beweglichkeit voraus<sup>34</sup>.

Eine Vorstellung von einem solchen Vorleseabend gibt uns Ulrich Bräker in einer Szene der 1789 entstandenen Erzählung «Der Liebesritter Jauß»:

«Das weibervolk spann – und ich dorffte unterm licht sitzen und etwas vorlesen – wil ich am besten lesen konte – und mein vatter – wil er selbst nicht lesen konte – hörte um alle welt gern lesen – offt, wenn ich ein geschichtichen aus der bibel oder sonst aus einem buch laß, musten die spuler inne halten – und die spinnerinnen dorfften kaum die spindel drähen – ich muste zuruk lesen – er spitzte die ohren – wie ein wachendes reh – wenn ich jhm nur ein buch nanndte u. verlangen darnach merken ließ, so schaffte ers mir schon an – allemahl zuerst muste ich ein abendseegen aus Zolikofern; oder Ar[n]ds paradiesgärtlein lesen – woden alle gantz stil u. andächtigt mit unbedektem haubt, mit der arbeit inne halten musten – dann nahm ich die bibel oder einanders buch, nach dems der vatter wolte – o die bibel – die hab ich 3. bis 4. ia wohl mehrmahlen durch und durch gelesen – auch Arnds wahre christenthum – muste viel lesen – sonderlich seine tagwerke – ich muste dem vatter alleweil wieder lesen: und ich hate auch selbst viel wohlgefahlen dran – ... nachher lehnte ich noch allerhand von Jöre – bald kam ich mit einem J. Böhm – Brill – Buri-gnon – historie der wiedergebohrnen – flüchtige pater – graff von Zinzendorf – David Holazen – Samuel Luc. rc. aus allen las ich – aber meine zuhörer und ich, mögen nicht das halbe verstanden haben – der vatter hörte gerne geschichtle: die



mutter, und Deiß gern etwas andächtig, überirdisches: hingegen Dofe, und die meitle heten gern etwas lustiges gehört – denen musste den Eülenspiegel: keiser Octavianus – oder Esopus lesen – Deiß u. der mutter Samuel Luc – pfui, sagten die andern das ist zulänglich – ist nichts von unserer p. . . welt schämt euch – sagt die mutter – mann sieht wohl wessen geists keinder jhr seit –<sup>35.</sup>»

Die Szene, die sich in einer für die Verlagsindustrie arbeitenden Kleinbauernfamilie um die Mitte des 18. Jahrhunderts so könnte zugetragen haben, belegt die Rolle der Kinder als Vorleser. Das schlechte Gewissen, über die Lektüre die Zeit zu versäumen, wird durch deren Beschaffenheit fürs erste beruhigt. Die Wahl, was zu lesen ist, trifft der Vater, der aber in seiner Rolle nicht unangefochten bleibt. An diesem Ort vermeintlicher Einmütigkeit artikulieren sich durchaus unterschiedliche Vorstellungen über die passende Lektüre, was als Anfang einer literarischen Geschmacksbildung verstanden werden darf.

Im bürgerlichen Pfarrhaus um 1800 hat sich die Szene nicht grundlegend verändert. Noch immer wird während des Vorlesens von den Frauen Flachs gesponnen. Der literarische Kanon freilich hat sich zum Fiktionalen hin verschoben. Und die Rolle des lesenden Kindes erklärt sich weniger aus praktischen Überlegungen (weil es am besten oder überhaupt lesen kann); Vorlesen ist hier vielmehr Arbeit. Das Kind wird in einer Weise in die (Vorlese)Pflicht genommen, die wenig nach seinen Gefühlen fragt:

«Mutter und die Magd spannen Flachs in der Wohnstube, die Mädchen nähen und strickten, einer der Knaben mußte stets etwas vorlesen. Jung Stillings Volkslehrer, Zerrenners Volksbuch, das Bekersche Noth [und] Hülfsbuch – Lafontaine und Spieß Romane, auch die Millerschen Romane (empfindsamen Andenkens) die Salzmannschen und Langeen-

schen Volks- und Jugendschriften – boten stets reichlich Unterhaltungstoff. – Die Übung war höchst bildend und wohlthätig; aber der Stoff dieser gemeinsamen Lektüre hätte besser vom Vater beaufsichtigt werden sollen. Romanhafte Grillen faßten namentlich die Mädchen – besonders die ältere, empfänglichere Schwester, zum größten Nachtheile für ihr künftiges Leben, auf. Die Mutter liebte es besonders, daß ich vorlas, und sah es darum weniger gerne, daß ich die ganzen Abende bei Papa zubringe. – War irgend eine Abhaltung, so kam die Reihe des Vorlesens an mich. – Ich erinnere mich unter anderm, daß ich in einem Romane von Spieß eine Stelle vorlesen sollte, in der eine etwas zu lebhaft geschilderte Scene zweier Liebenden vorkam. Mit einem Male stockte ich im Lesen, ward glühend roth, schlug das Buch zu, und warf es von mir, als die Versammlung gerade aufs Höchste gespannt war. Keine freundliche Ermahnung, noch Drohung konnten mich zum Weiterlesen bewegen: die Mutter, welcher so oft der zarte Sinn fehlte, nahm dieses Betragen des Knaben als Trotz und Eigensinn: ich ward nicht nur auf der Stelle bestraft, sondern erhielt auch des Morgens vom Vater eine scharfe Lektion: aber alles trug ich geduldig, und die schärfste Züchtigung konnte mir die Rede nicht abgewinnen, warum ich nicht weiter lesen wollte<sup>36.</sup>»

Die Aufforderung des Büchermannes im Gedicht an den Bauern, «ein schönes, nagelneues Betbuch» zu erstehen, zeigt, daß er etwas von seinem Gewerbe versteht. Das Andachtsbuch ist der Probestein, der ihm Auskunft darüber gibt, wie weit der Landmann in einer traditionellen Lektürepraxis verharret, wie weit er offen ist für Neues. Von seinen alten Andachtsbüchern nun will der Bauer nicht lassen, auch wenn sie im Staube liegen. Ihnen eignet, gerade wegen ihres Alters, «mehr Schärfe» und «mehr Glaubenskraft». Was gemeinhin als ein subjektives

Vermögen des Gläubigen verstanden wird, ist hier projektiv als eine Qualität des gedruckten Wortes verstanden. In dieser Gleichsetzung von Lesen und Beten artikuliert sich, freilich auf eine naive Weise, die reformatorische Neubewertung der Heiligen Schrift als entscheidende Autorität. Zugleich reflektiert der gleichsam magische Umgang mit dem Buch das soziale Prestige seiner häufigsten, oder doch wenigstens offiziellen Benutzer, der Geistlichen. Eine Umfrage unter zahlreichen Pfarrern im Jahre 1859 über die verbreitetsten Erbauungsbücher des «schweizerischen evangelischen Volkes» hält noch immer diese Praxis fest: «In Krankheiten, bei Gewittern etc. wird dann drauflos gelesen» (Bubendorf), wobei dieses Lesen vom Volk als Beten verstanden wurde (Lausen) – man ließ das Buch für sich beten<sup>37</sup>.» Weitere Belege dazu lassen sich leicht finden. So beschreibt Jakob Senn in der Autobiographie «Ein Kind des Volkes» (1888), wie seine Mutter, wenn ihr aus Versehen ein religiöses Buch auf den Boden fiel, «sie dasselbe, nachdem sie es aufgehoben, äußerlich auf beiden Deckeln küßte<sup>38</sup>», und die Kinder dazu anhielt, ein Gleiches zu tun. Und der 1849 in Buttenried, Kanton Bern, geborene Pfarrer Hans Jakob Andres berichtet von der Wirkung des bloßen Vorhandenseins der Heiligen Schrift im Hause:

«In der großen Wohnstube des stattlichen Bauernhauses nahm die Bibel, das große messingbeschlagene Buch, auf dem Laden an der Wand über dem langen eichenen Eßtisch die Ehrenstelle ein. Freilich wurde das Buch nicht heruntergenommen. Man hätte um alles in der Welt nicht ohne das heilige Buch im Hause wohnen wollen; denn es war eine Art Zauber- mittel und schützte nach der Meinung der Leute vor Heimsuchung jeglicher Art; aber gelesen hat man nicht darin<sup>39</sup>.»

Dieser äußerliche Gottesdienst war den Dienern des göttlichen Wortes ein Ärgernis. Johannes Tobler, Diakon am Zürcher

Fraumünster, sprach denn davon als von «kindischen Einbildungen», wenn etwa ein «sonderbar beliebtes groß gedrucktes und schön gebundenes Gebetbuch, das ziemlich viel kostet, unter den übrigen hervorraget». Und weiter: «Owieschmeichelt das dem armen, schwachen Herzen, und wie viel bildet es sich darauf ein, daß es bey diesen schlechten Zeiten doch so viel an ein herrliches Buch gewendet habe<sup>40</sup>!» Unser Bauer hat an dieser Einbildung seinen Teil. Aber seine Ablehnung folgt noch einer anderen Logik, die nach dem Sinn einer finanziellen Aufwendung fragt für eine Sache, die man bereits besitzt. Jakob Senns Vater weigerte sich, neue Bücher zu kaufen, «so lange die alten nicht aufgebraucht seien<sup>41</sup>». Das Lesen unter den Bauern wolle fast nirgends recht Wurzeln fassen, schrieb Johann Georg Heinzmann 1796 in Hinblick auf die Berner Verhältnisse:

«Die Oberländer lesen noch am meisten; aber die größere Zahl bekommt wenig gutes und kluges zu lesen. Sie wählen die wohlfeilsten Bücher, daher bekommen sie fast immer die schlechtesten. Geld für gute Bücher anzuwenden, reuet die meisten. Daher sättigen sich die Landleute mit fabelhaften und verlegenen Waaren, man schleppt ihnen ganze Säcke voll alter theologischer geistlicher Schriften zu, darüber gerathen viele in Melancholie und Tiefsinn – es giebt darum auch viele Schwärmer unter ihnen<sup>42</sup>.»

Birrer erwähnt in seinem Gespräch Bücher und Schriften, die es wirklich gab<sup>43</sup>. Hinweise finden sich in Birrers Autobiographie, wo er davon spricht, wie er sich beim Verlag Orell, Füßli und Compagnie mit Lesestoff für sein Hausierergewerbe eingedeckt habe. Im «Verlags-Verzeichniß der bey Orell Füßli und Compagnie in Zürich erschienenen Bücher und Kunstwerke» (1830) und im «Ersten Supplement zum Verlagsbücher-Verzeichniß<sup>44</sup>» (1836) finden sich denn auch fast alle Titel der im

Gespräch erwähnten Schriften. Orell Füßli war damals ein großer Verlag, der seine Bücher in der eigenen Druckerei herstellte. Diese hatte 1843 fünf Handpressen und eine Schnellpresse und beschäftigte 18 Setzer, sieben Drucker, einen Contremaître, zwei Treiber, zwei Knaben für die Schnellpresse, drei Gehilfen und drei Knaben als Zugehörige der Druckerei überhaupt. Zürich hatte zwar die literarisch führende Stellung im deutschsprachigen Raum eingeübt und die reichsdeutsche Konkurrenz machte sich immer stärker bemerkbar, aber man verlegte sich auf andere Gebiete. Der große Absatz wurde nun mit Lehrbüchern, wissenschaftlichen Werken und volkstümlich-belehrenden Schriften erzielt. Zu der letz-

ten Gruppe zählen auch die acht vom Büchermann angebotenen Schriften.

Mit dem Betbuch, so hat sich herausgestellt, hat der Büchermann mit Bedacht den Anfang gemacht. Aufgeführt ist es im «Ersten Supplement zum Verlagsbücher-Verzeichniß» von 1836 unter dem Titel «Häusliche Andachten frommer Christen oder Erweckungen des Herzens zu Gott», 1836 in «9ter verbesserter Auflage» erschienen<sup>45</sup>. Der dabei angegebene Preis beträgt zwölf Groschen bzw. 45 Kreuzer; der Büchermann verlangt dafür zwölf Batzen (wobei ein Batzen zu zehn alten Rappen gerechnet wurde). Das zweite Buch, das dem Bauern zum Kaufe vorge schlagen wird, führt nun weit weg von aller Andacht in die Politik. «Jener Graf, den grause Kerkerleiden trafen» ist der italienische Patriot Silvio Pellico (1789–1854), dessen Schrift «Le mie prigioni» (Turin, 1832) über seine zehnjährige Gefangenschaft unter den Österreichern als Volksschrift Nr. 1, herausgegeben von der Schulsynode des Kantons Zürich, 1836 in Zürich erschien<sup>46</sup>. Warum Pellico in der deutschen Übersetzung als Graf bezeichnet wird, da doch sein Vater einfacher Postbeamter war, ist wohl ein Zugeständnis an den vermeintlichen Publikums geschmack. Das Büchlein kostete sechs Groschen oder 24 Kreuzer; im Gespräch verlangt der Büchermann fünf Batzen dafür. Der Bauer aber ist erst bereit es zu kaufen, nachdem sich herausgestellt hat, daß darin nicht von einem Schurken sondern von einem Freiheitshelden erzählt wird. Es ist übrigens auffallend, daß der Büchermann nicht einfach die Titel seiner Broschüren und Büchlein angibt, sondern kleine Inhaltsangaben, suggestive Abbrüviaturen, liefert, die es ihm erlauben, einen Bezug zum Käufer herzustellen, einen Kontakt zu stiften. Sie haben die gleiche Funktion wie Titel- oder Inhaltsangaben, die der Herstellung und Erhaltung der Kommunikation mit dem Käufer dienen.



5 Titelblatt einer Erzählung über Napoleons Rußlandfeldzug von 1812.

# Schilling = Büchli.

Nro. 3.

Eine höchst traurige und erbauliche Erzählung  
aus der Menschengeschichte,

nämlich:

Wie die grausamen hohen Priester einen frommen und gerechten Mann in Konstanz auf schreckliche Weise lebendig verbrannt haben.



Zürich,  
bei Drell, Hüpli und Compagnie.

6 Titelblatt der kleinen Schrift über das Leben von  
Jan Huß.

Der Peter, der viele Wunder erklärt, ist eine volksaufklärerische Schrift des französischen Mineralogen Cyprien-Prosper Brard (1786–1838), die «darauf hinarbeitet, eine Menge alter eingewurzelter Vorurtheile auszurotten, und klare, richtige Begriffe zu verbreiten über die meisten Erscheinungen der Physik oder der Naturgeschichte<sup>47</sup>». Die Charakterisierung durch den Büchermann spekuliert ein wenig mit dem Wunderglauben des Bauern, der davon jedoch nichts wissen will. Als Preis nennt das «Erste Supplement» vier Groschen oder 16 Kreuzer. Das Büchlein, das vom Schicksal eines Knaben berichtet,

# Schilling = Büchli.

Nro. 6.

Erzählungen aus dem Thierbuche,

nämlich:

Wie das größte Landthier; der Elefant, so viel Verstand und Klugheit in verschiedenen Vorfällen an den Tag legt, daß der Mensch darüber erstaunen muß.



Zürich,  
bei Drell, Hüpli und Compagnie.

7 Titelblatt des «Schilling-Büchli» Nr. 6 mit  
Erzählungen über den Elefanten.

der «manches lange Jahr / auf einer ferneren Insel war», ist eine Bearbeitung von Joachim Heinrich Campes (1746–1818) «Robinson der Jüngere» (1779/1780), um «alle jene störenden Zwischenreden» und «gewaltsam beigezogenen Moralien<sup>48</sup>» gekürzt. Als Preis sind im «Ersten Supplement» fünf Groschen bzw. 20 Kreuzer angegeben. Im Gespräch ist es das einzige Buch, für das der Büchermann Kinder als Adressaten vorschlägt. Das ist erstaunlich, weil auch die «Schilling-Büchli» schon für jugendliche Leser geeignet gewesen wären. Aber eine derartige Unterscheidung schien dem Gros der ländli-



chen Bevölkerung damals weder gerechtfertigt noch spielte sie bei der Wahl ihrer Lektüre eine Rolle. Die Erzählung von der Kriegsnot behandelt Napoleons Rußlandfeldzug vom Jahre 1812 und kostete drei Groschen oder zwölf Kreuzer (Abb. 5)<sup>49</sup>. Nun folgen die drei «Schilling-Büchli», je vier Rappen das Stück und jeweils im Umfang von zwölf Seiten. Der Preis wird auch mit einem Schilling (bzw. zwei Groschen oder 8 Kreuzer) angegeben<sup>50</sup>. Über den «Glaubenshelden Martin [richtig: Jan] Huß» berichtet das «Schilling-Büchli» Nr. 3 (Abb. 6)<sup>51</sup>. Vom größten Landtier, dem Elephanten, erzählt das «Schilling-Büchli» Nr. 6 (Abb. 7)<sup>52</sup>. In neun kürzeren Erzählungen wird Zeugnis von seiner Klugheit, seinem guten Gedächtnis, seinem solidarischen «Familiensinn», aber auch von seinem nachtragenden, bösartigen Wesen gegeben. Das «Hundebüchlein» wiederum gibt in vier Erzählungen beispielhaften Bericht von der Treue und der Klugheit der Hunde<sup>53</sup>.

Der bäuerliche Kunde zieht in seiner Wahl die Naturhistorie der Historie vor. Der vertraute, reale Gegenstand der eigenen Umwelt wird dem schwankenden Grunde des Fiktionalen und Geschichtlichen vorgezogen. Und es ist nicht weiter merkwürdig, daß Hundegeschichten gerade in Zeiten des Umbruchs Konjunktur haben.

#### ANMERKUNGEN

<sup>1</sup> Sonderbare Erinnerungen und Merkwürdige Lebensfahrten des Jakob Birrer von Luthern, Kantons Luzern, der in seinem vierten Lebensjahre an den Kinderblättern gänzlich blind geworden. Nach des blinden Mannes eigenen Angaben getreulich dargestellt und mit einigen erbaulichen Betrachtungen und schönen Liedern erweitert von H.[einrich] Nägeli, Sekundarlehrer. Zürich, Orell, Füßli und Compagnie, [1839], S. 139. Die zweite Auflage erschien ohne Angabe des Ortes und Verlages: Sonderbare Erinnerungen und Merkwürdige Lebensfahrten des Jakob Birrer von Luthern, Kantons Luzern, der in seinem vier-

# Schilling-Büchli.

Nro. 1.

schöne Geschichten aus dem Thierbuche.

Die treuen und verständigen Hunde;

nämlich:

- I. Ein Hund ernährt ein Kind in der Wildniß.
- II. Ein Hund verläßt seinen Herrn im Tode nicht.
- III. Ein Hund kauft sich Kuchen.
- VI. Ein Hund holt seinem verunglückten Herrn Hülfe herbei.



Zürich,

bei Orell, Füßli und Compagnie.

8 Titelblatt des 1837 erschienenen  
«Hundebüchleins».

ten Lebensjahre an den Kinderblättern gänzlich blind geworden. Nach des blinden Mannes eigenen Angaben getreulich dargestellt und mit einigen erbaulichen Betrachtungen und schönen Liedern erweitert von H. Nägeli, Sekundarlehrer. Zweite Auflage, o.O. 1840. Die dritte verbesserte Auflage erschien sieben Jahre später: J. L. Seiler, Erinnerungen, besondere Lebensfahrten und Ansichten des Jakob Birrer, gebürtig aus Luzern, wohnhaft in Zürich, der in seinem vierten Lebensjahre an den Kinderblättern gänzlich blind geworden. Nach des blinden Mannes eigenen Angaben getreu dargestellt und mit einigen erbaulichen Betrachtungen und Liedern von ihm selbst erweitert von H. Nägeli. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Hamburg (gedruckt auf Kosten des Verfassers)

und im Selbstverlage) 1847. 1843 war davon eine französische Übersetzung erschienen: *Souvenirs curieux et vie remarquable de l'aveugle Jacob Birrer de Luthern, canton de Lucerne, privé de la vue à l'âge de quatre ans, à la suite de la petite-vérole. Ouvrage écrit sous la dictée de l'aveugle par Naegeli, instituteur. Traduit de l'allemand par un clairvoyant.* Zurich (Imprimerie de Zurcher et Furrer) 1843. Den Hinweis auf Birrers Autobiographie verdanke ich der Dissertation über Ignaz Scherr und die Zürcher Blindenschule von Gertrud Wyrsh-Ineichen: Ignaz Scherr (1801–70) und das Normal-, Taubstumm- und Blindenschulwesen seiner Zeit bis 1832, Zürcher Dissertation, Freienbach 1986.

<sup>2</sup> Ebenda, S. IX (Vorwort von Peregrinus, d. i. Thomas Ignaz Scherr). Zu Heinrich Nägeli vgl. Gottlieb Binder: *Kilchberg im Wandel der Jahrhunderte*, Kilchberg [1922], S. 200. H. N. war der erste Lehrer der 1834 gegründeten Sekundarschule; 1840 verzichtete er endgültig auf die Stelle. Er starb am 7. Oktober 1842. Dr. U. Helfenstein vom Staatsarchiv des Kantons Zürich schreibt auf eine schriftliche Anfrage: «Es handelt sich um Hans Heinrich Nägeli, geb. 26. Juni 1814 als 12. Kind des Hans Hch. N' (1770–1847) und der Anna geb. Unholz (1774–1846). Er wurde an Ostern (= 3. April) 1831 konfirmiert. Hierauf meldet das Register: <Von H(ernn) Wolf, Sattler in Zürich, zum Leiter und Lehrer seines halbtäubstummen Knäbleins und damit unter Anleitung und Lehre des Taubstummen-Lehrers H(ernn) Scherr angenommen gleich den 9. IV. 1831; erwählt zum Secundarschullehrer im Bezirk Horgen im Frühjahr 1834.>»

<sup>3</sup> Rudolf Schenda: *Die Lesestoffe der Kleinen Leute. Studien zur populären Literatur im 19. und 20. Jahrhundert*, München 1976, S. 28. Vgl. auch Jakob Stutz: *Sieben Mal sieben Jahre aus meinem Leben. Als Beitrag zu näherer Kenntniß des Volkes*, Pfäffikon 1853–1855, S. 388: «Hierauf kamen die Reutlinger Büchermaidli und brachten allerlei Büchlein vom Krieg, Siegeslied der Allirten und Spottlieder über den verbannten Kaiser.»

<sup>4</sup> Wahrscheinlich Hans Conrad Meyer (10.1.1747–17.5.1813), seit 1788 erster Kantonswundarzt. Vgl. Paul Usteri: *Denkrede auf Hans Conrad Meyer, ersten Wundarzt am Kantonsspital und Lehrer am medicinisch-chirurgischen Kantonalinstitute in Zürich*, o. O. 1814.

<sup>5</sup> Birrer: *Sonderbare Erinnerungen*, a. a. O. S. 13, 18–19 und 24–25.

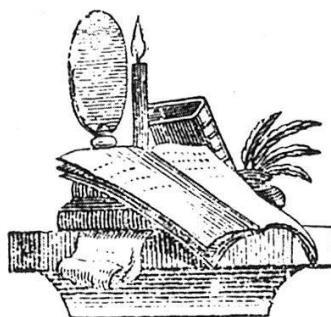
# Schilling = Büchli.

Nro. 2.

Zwei lehrreiche Erzählungen aus dem  
Thierbuche,

nämlich:

- I. Von einer Schildkröte, welche aus der Luft gefallen.
- II. Von einer Maus, welche einem Hirsche das Leben gerettet.



Zürich,

bei Drell, Büßli und Compagnie.

9 Titelblatt des «Schilling-Büchli» Nr. 2 mit zwei Tiergeschichten.

<sup>6</sup> Ebenda S. 75.

<sup>7</sup> Ebenda S. 91.

<sup>8</sup> Zu T. I. Scherr vgl. neben der Dissertation von Wyrsh-Ineichen, ADB 31, S. 123–124, und Leo Weisz: *Die Redaktoren der Neuen Zürcher Zeitung bis zur Gründung des Bundesstaates 1780–1848*, Bd. 1, Zürich 1961, S. 103–111.

<sup>9</sup> Wyrsh-Ineichen, a. a. O. S. 322–323: «Die Blinden waren oft mißmuthig über die fast ununterbrochenen Schaustellungen, und dann geschah es meistens, daß sie sich in Scherzreden über die Weggegangenen ausließen.»

<sup>10</sup> Johann Heinrich von Orell: *Siebzehnte Rechenschaft über die in Zürich errichtete Anstalt für Blinde. 1825–1826. Abgelegt vor der Zürcherischen Hülfsgesellschaft von J. H. v. O., Mitglied des Obergerichtes*

- Zürich, als Quästor der Anstalt, Zürich 1826, S. 15–16, hier S. 15. Das Geburtsjahr 1802 ist zu korrigieren: richtig ist 1800; und statt «in Luzern, Kanton Luzern» muß es heißen: «in Luthern, Kanton Luzern».
- <sup>11</sup> Johann Heinrich von Orell: Achtzehnte Rechenschaft ... Zürich 1827, S. 11. Vgl. auch Ignaz Thomas Scherr: Meine Beobachtungen, Bestrebungen und Schicksale während meines Aufenthaltes im Kanton Zürich vom Jahr 1825 bis 1839, St. Gallen 1840, S. 21–22, wo er sich des blinden J. Birrers erinnert.
- <sup>12</sup> Birrer: Sonderbare Erinnerungen, a.a.O. S. 102–103.
- <sup>13</sup> Johannes Christian B. (geb. 18.4.1829, gest. 5.8.1835) und Maria Elisabeth (geb. 26.12.1830).
- <sup>14</sup> Elisabeth Birrer, geborenen Brändli (geb. 29.6.1802, gest. 11.12.1834). Auskunft Dr. Anton Gössi, Staatsarchiv des Kantons Luzern (Brief vom 19. Juli 1988).
- <sup>15</sup> Birrer: Sonderbare Erinnerungen, a.a.O. S. 136. Zu den Volksschriften, die sich einer Initiative Scherrs verdanken, vgl. Werner Wegmann: Ignaz Thomas Scherr. Ein Kapitel zürcherischer Schulgeschichte 1830–1839, Zürcher Dissertation, Aarau 1941, S. 65–67; ebenso: Blätter zur Geschichte der zürcherischen Schulsynode 1834–1884. Zur Feier des fünfzigjährigen Bestandes derselben dargebracht vom Archivbüro der Schweizerischen permanenten Schulausstellung in Zürich, Zürich 1884, S. 13.
- <sup>16</sup> Brief von Stadtarchivar Dr. Hugo Hungerbühler vom 3. August 1988. Allerdings heißt es auf dem Titelblatt der 1847 in Hamburg erschienenen dritten Auflage seiner «Erinnerungen»: «wohnhaft in Zürich».
- <sup>17</sup> Jakob Holzhalb: Verzeichniß der Stadtbürger von Zürich auf das Jahr 1842, Zürich [1842], S. 19, und Jakob Holzhalb: Verzeichniß der Stadtbürger von Zürich auf das Jahr 1851, Zürich [1851], S. 24. Die Tochter, unter dem offenbar falschen Namen «Anna» wird als Modearbeiterin bezeichnet. 1855 ist sie mit dem «Mechaniker Groß (von Brütten) im Zeltweg» verheiratet. Vgl. Jakob Holzhalb: Verzeichniß der Stadtbürger von Zürich auf das Jahr 1855, Zürich [1855], S. 26.
- <sup>18</sup> Birrer: Sonderbare Erinnerungen, a.a.O. S. 139.
- <sup>19</sup> Jakob Birrer: Reiseberichte, Reiseabenteuer, Anekdoten und Gedichte aus den Jahren 1841–1849, herausgegeben von dem blinden J. B., von Luthern im Kanton Luzern, wohnhaft in Zürich, Zürich (Verlag des Verfassers) 1850.
- <sup>20</sup> Gemäß Kontrolle im Totenbuch der katholischen Kirchgemeinde Zürich (wie Anm. 16).
- <sup>21–26</sup> Birrer: Reiseberichte, a. a. O. S. 29, 37, 49, 111, 24, 92–93.
- <sup>27</sup> Birrer: Sonderbare Erinnerungen, a.a.O. S. 155–157.
- <sup>28</sup> Ebenda, S. 195–199.
- <sup>29</sup> Ernst Hinrichs: Aufklärung in Niedersachsen. Zentren, Institutionen, Ausprägungen. Vortragsreihe der Niedersächsischen Landesregierung zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung in Niedersachsen, Heft 70, Göttingen 1990, S. 15, in Anlehnung an Rolf Engelsing: Zur Sozialgeschichte deutscher Mittel- und Unterschichten, Göttingen (1973), S. 112–154.
- <sup>30</sup> Reinhard Wittmann: Buchmarkt und Lektüre im 18. und 19. Jahrhundert. Beiträge zum literarischen Leben 1750–1880, Tübingen 1982 (= Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur, Bd. 6), S. 32.
- <sup>31</sup> Burgerbibliothek Bern: Mss. oek. Ges. Folio 20 (No. 8), Paragraph 38 (Schulanstalten).
- <sup>32</sup> Wittmann, a.a.O. S. 33. Vgl. vor allem Rudolf Schenda: Vorlesen: Zwischen Analphabetentum und Bücherwissen, Soziale und kulturelle Aspekte einer semiliterarischen Kommunikationsform. In: Bertelsmann Briefe, Heft 119 (März 1986), S. 5–14. Ebenso Erich Schöne: Der Verlust der Sinnlichkeit / oder Die Verwandlung des Lesers. Mentalitätswandel um 1800, Stuttgart 1987 (= Sprache und Geschichte, Bd. 12), Kap. IV. Gemeinsames Rezipieren, S. 177–222.
- <sup>33</sup> Ebenda S. 184.
- <sup>34</sup> Schenda, Vorlesen, a.a.O. S. 6–7.
- <sup>35</sup> Kantonsbibliothek (Vadiana) St. Gallen: M 927 (1789), S. 88. Zu den erwähnten Autoren: Johannes Zollikofer (1633–1692); Johann Arndt (1555–1621), «Vier Bücher vom wahren Christenthum» (1605–1609) und «Paradies-Gärtlein» (1612); Jacob Böhme (1575–1624); Jakob Brill (1639–1700); Antoinette Bourignon de la Porte (1616–1680); Johann Heinrich Reitz (1655–1720) «Historie der Wiedergeborenen» (7 Teile, 1698–1745); der Autor von «Gespräch zwischen einem flüchtigen Pater aus Rom und einem Clerico» (1732–1733) ist möglicherweise Heinrich Fitzner (lebte in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts); Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf (1700–1760); David Hollaz (–14.6.1771); Samuel Lutz (Lucius) (1674–1750). Vgl. auch Samuel Voellmy: Daniel Girtanner von St. Gallen, Ulrich Bräker aus dem Toggenburg und ihr Freundeskreis. Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung in de

Schweiz in der 2. Hälfte des XVIII. Jahrhunderts, St. Gallen 1928, S. 87–89. Ebenso Gerhard Sauder: Die Bücher des «Armen Mannes» und der «Moralischen Gesellschaft in Toggenburg». In: Buch und Sammler. Private und öffentliche Bibliotheken im 18. Jh. Heidelberg 1979 (= Beiträge zur Geschichte der Literatur und Kunst des 18. Jahrhunderts), S. 167–186.

<sup>36</sup> Jugenderinnerungen von Otto Anton Werdmüller von Elgg, Pfarrer und Dekan in Uster. Geb. 1790, gest. 1862. Zitiert nach einem Typoskript im Staatsarchiv Zürich (StAZ: BX 168.2 Mappo C. pp. 48, hier S. 24). Zu Johann Heinrich Jung, gen. Stilling (1740–1817) vgl. GV (= Gesamtverzeichnis des deutschsprachigen Schrifttums 1700–1910. 160 Bde. + 1 Bd. Nachtrag. München/New York/London/Paris 1979–1987) 140, S. 134; H. G. Zerrenner und J. Füchtner: Volksbuch I, 1794. 1786, vgl. GV 160, S. 81–82; Rudolf Zacharias Becker (1752–1822) vgl. GV 10, S. 212–215; August (Heinrich Julius) Lafontaine (1758–1831), vgl. GV 83, S. 214–216; Christian Heinrich Spieß (1755–1799), vgl. GV 137, S. 150–152; Johann Martin Miller (1750–1814), vgl. GV 96, S. 227–228; Christian Gotthilf Salzmann (1744–1811), vgl. GV 122, S. 66–72; Carl Friedrich Lang (1766–1822), vgl. GV 84, S. 161.

<sup>37</sup> Christine Burckhardt-Seebaß: Woran das Volk sicherbaute. Eine Umfrage unter Pfarrern im Jahre 1859. In: Totum me libris dedo. Festschrift zum 80. Geburtstag von Adolf Seebaß, Basel 1979, S. 20–36, hier S. 33.

<sup>38</sup> Jakob Senn: Ein Kind des Volkes. Schweizerisches Lebensbild, Zürich <sup>2</sup>1966 (1888), S. 57. Vgl. Balz Spörri: Studien zur Sozialgeschichte von Literatur und Leser im Zürcher Oberland des 19. Jahrhunderts. Zürcher Dissertation, Bern/Frankfurt a. M./New York/Paris 1987 (= Zürcher Germanistische Studien, Bd. 10), S. 42; ebenso das Stichwort «Bibel» in: Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. Hg. von E. Hoffmann-Krayer und Hanns Bächtold-Stäubli, 10 Bde., Berlin/Leipzig 1929–1942, I, Sp. 1208–1219. Ferner Saverio Esposito: Non c'è più niente di sacro? Il futuro del romanzo nelle opinioni di Salman Rushdie. In: Linea d'ombra. Mensile di storie, immagini, discussioni e spettacolo, Nr. 50 (Juni 1990), S. 33: «Nell'ultimo numero della rivista inglese «Granta» e poi nel primo numero «Gulliver» è stato possibile leggere un breve e significativo testo di Salman Rushdie dal titolo *Non c'è più niente di sacro?* ... Rushdie ha esordito con un ricordo d'in-

fanzia: «Sono cresciuto baciando pane e libri. A casa nostra se qualcuno lasciava cadere un libro o un *chapati* o una fetta di pane imbur-rata l'oggetto in questione non solo doveva essere raccolto ma anche baciato, come scusa per il gesto maldestro e irrispettoso. Come tutti i bambini io ero sbadato e avevo le mani di pastafrolla, di conseguenza nella mia infanzia ho baciato un gran numero di fette imburrate e la mia buona parte di libri. In India, nelle famiglie devote, c'era, e c'è ancora, l'abitudine di baciare i libri sacri. Noi però baciavamo di tutto. Baciavamo dizionari e atlanti. Baciavamo i romanzi di Enid Blyton e i fumetti di Superman. ... Pane e libri: nutrimento del corpo e dello spirito. Che cosa al mondo poteva maggiormente meritare il nostro rispetto, anzi il nostro amore? Per me è sempre stato uno choc incontrare delle persone che considerano i libri qualcosa di poco importante, che disprezzano la lettura, per non parlare poi della scrittura.»

<sup>39</sup> H[ans] J[akob] Andres: Bilder aus dem Leben eines Optimisten. In: aus den Jugenderinnerungen zweier Berner. Alfred Scheurer, Regierungsrat, und H. J. Andres, Pfarrer, Bern 1923, S. 17–47, hier S. 19.

<sup>40</sup> Johannes Tobler: Erwekungen. In: Sämtliche Erbauungs-Schriften, 1. Bd., Zürich (Orell, Geßner, Fübli u. Comp.) 1776, S. 160–175, hier S. 170.

<sup>41</sup> Senn, a. a. O. S. 26.

<sup>42</sup> Johann Georg Heinzmann: Beschreibung der Stadt und Republik Bern. Zweyter Theil. Bern (typographische Societät) 1796, S. 109. Auf S. 110–112 gibt H. eine Liste der häufigsten Andachtsliteratur.

<sup>43</sup> Claudia Weilenmann, Zürich, machte mich auf die Volksschrift «Meister Peter» und die «Schilling-Büchli» aufmerksam; Rudolf Schenda auf Silvio Pellicos «Le mie prigioni».

<sup>44</sup> Verlags-Verzeichniß der bey Orell, Fübli und Compagnie in Zürich erschienenen Bücher und Kunstwerke. Nebst einem Anhang von Commissionsartikeln der Katholischen Literatur. Angefertigt im August 1830, Zürich 1830. Und: Erstes Supplement zum Verlagsbücher-Verzeichniß von Orell, Fübli und Compagnie, enthaltend die von Michaelis 1830 bis Jubilate 1836 erschienenen Werke.

<sup>45</sup> Der Band war erstmals 1784 erschienen: Häusliche Andachten frommer Christen; oder Erwekungen des Herzens zu Gott in Gebeten und Liedern auf alle Tage, Zeiten und Umstände. Aus den Schriften berühmter Gottesgelehrter gesammelt. Zürich (Orell, Geßner, Fübli & Compagnie) 1784.



- Weitere Auflagen: <sup>2</sup>1789, <sup>3</sup>1798, <sup>4</sup>1812, <sup>6</sup>1827, <sup>7</sup>1830, <sup>9</sup>1836, <sup>11</sup>1857. Vgl. Verlags-Verzeichniß, a. a. O. S. 1, und Erstes Supplement, a. a. O. S. 3.
- <sup>46</sup> [Silvio Pellico]: Leben und Leiden eines italienischen Grafen während seiner zehnjährigen Gefangenschaft in den Kerkern zu Mailand, unter den Bleidächern zu Venedig und in den Gewölben auf der Festung Spielberg. Eine wahre Geschichte, von ihm selbst beschrieben, Zürich (Orell, Füssli & Co.) [1836] (= Volksschrift, Nr. 1). Vgl. Erstes Supplement, a. a. O. S. 14. Eine frühere Übersetzung war 1833 in Leipzig im Verlag von Leopold Voß erschienen; eine andere 1835 in Zwickau im Verlag der Gebrüder Schumann («Sämtliche Werke in einem Bande»). 1837 erschien eine Ausgabe im Verlag Wartmann und Scheitlin, St. Gallen.
- <sup>47</sup> [Cyprien-Prosper] Brard: Meister Peter oder des Weisen im Dorfe faßliche und lehrreiche Unterhaltungen über die Natur und ihre Wunder. Herausgegeben zum Besten der wißbegierigen jungen Leute zu Stadt und Land. Zürich (Orell, Füssli und Compagnie) <sup>2</sup>1834, S. 5, <sup>3</sup>1842. Vgl. Erstes Supplement, a. a. O. S. 8.
- <sup>48</sup> [Johann Heinrich Campe]: Die höchst wunderbare, erschreckliche und lehrreiche Geschichte eines Hamburger Knaben, welcher unter das Meer versank, und auf eine einsame Insel verschlagen wurde, allwo er mit den Menschenfressern zu kämpfen hatte, Zürich (Orell, Füssli und Compagnie) o. J. (= Volksschriften, Nr. 1), S. 1. Vgl. Erstes Supplement, a. a. O. S. 14. Zu J. H. Campe's «Robinson der Jüngere», einem der erfolgreichsten Kinderbücher des 18. und 19. Jahrhunderts, vgl. Handbuch zur Kinder- und Jugendliteratur. Von 1750 bis 1800. Theodor Brüggemann in Zusammenarbeit mit Hans-Heino Ewers, Stuttgart 1982, S. 215–233.
- <sup>49</sup> Wahrhaftige Geschichten aus dem grausamen Kriege, der auf einen blutigen Kometen folgte; worin gar ausführlich erzählt wird: Wie es den Söhnen des alten Rudolf von Seewyl aus der Schweiz, nämlich Jakob und Heinrich, im Russischen Kriege ergangen etc. Zürich (Orell, Füssli und Compagnie) [1838] (= Volksschrift, Nr. 2). Vgl. Zweites Supplement zum Verlagsbücher-Verzeichniß von Orell, Füssli und Compagnie in Zürich ... Zürich, Jubilate-Messe, 1840, S. 11.
- <sup>50</sup> Zweites Supplement, a. a. O. S. 9.
- <sup>51</sup> Eine höchst traurige und erbauliche Erzählung aus der Menschengeschichte, nämlich: Wie die grausamen Priester einen frommen und gerechten Mann in Konstanz

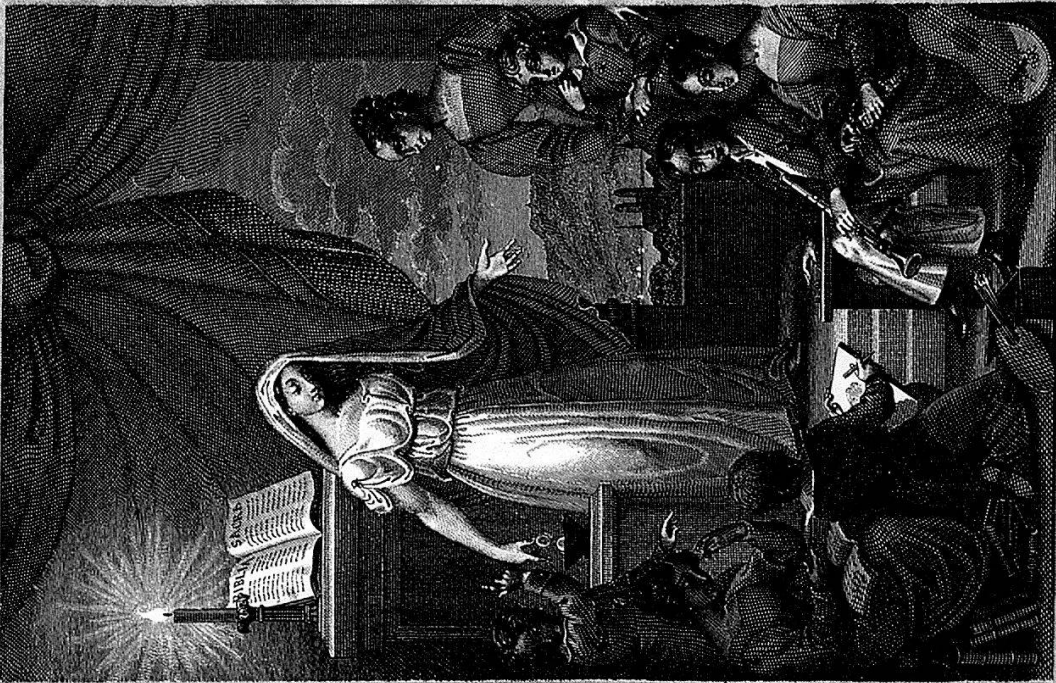
auf schreckliche Weise lebendig verbrannt haben. Zürich (Orell, Füssli und Compagnie) o. J. (= Schilling-Büchli, Nr. 3).

- <sup>52</sup> Erzählungen aus dem Thierbuche, nämlich: Wie das größte Landthier, der Elephant, so viel Verstand und Klugheit in verschiedenen Vorfällen an den Tag legt, daß der Mensch darüber erstaunen muß. Zürich (Orell, Füssli und Compagnie) o. J. (= Schilling-Büchli, Nr. 6).
- <sup>53</sup> Vier schöne Geschichten aus dem Thierbuche. Die treuen und verständigen Hunde; nämlich: I. Ein Hund ernährt ein Kind in der Wildniß. II. ein Hund verläßt seinen Herrn im Tode nicht. III. Ein Hund kauft sich Kuchen. IV. Ein Hund holt seinem verunglückten Herrn Hülfe herbei. Zürich (Orell, Füssli und Compagnie) o. J. (= Schilling-Büchli, Nr. 1). Hundegeschichten finden sich u. a. im «Hinkenden Bott von Vis» in den Jahrgängen 1808 und 1812, ebenso im «Kalender auf das Jahr Christi 1830» von Solothurn.

Die Abbildungen stammen von Exemplaren der Zentralbibliothek Zürich.

#### ZU DEN FOLGENDEN ZWEI BILDSEITEN

- 1 *Das Frontispiz der ersten Jubiläumsschrift der «Blinden- und Taubstummen-Anstalt in Zürich» zeigt im Zentrum die vom Licht des Glaubens erleuchtete Caritas. Mit der Rechten läßt sie eine Spende in den Opferstock fallen, mit der Linken weist sie auf die Stadt Zürich als das tragende Gemeinwesen hin und begrüßt mit der gleichen Gebärde auch einen neuen, von einer Lehrerin eingeführten Zögling. Gleichzeitig wird in sprechender Weise die zwischen dem Licht des auf der Heiligen Schrift begründeten christlichen Glaubens und musischer Betätigung angelegte Ausbildung der Blinden und Taubstummen dargestellt.*
- 2 *Die Zürcher «Anstalt für Blinde» verfügte über eine eigene Druckerei. Im Rechenschaftsbericht 1822–1823 ist über ihre Tätigkeit zu lesen: «Wie wir vor einem Jahre ein grammatikalisches Lesebuch für Blinde drucken ließen: so wandten wir dieß Jahr die Kosten gerne dazu an, eine Sammlung von Sprüchen aus der Heil. Schrift, unter dem Titel: «Biblisches Spruchbuch für Blinde», nach der sehr zweckmäßigen und schönen Auswahl des Herrn Pfarrer Salomon Vögelin, mit erhabenen Buchstaben drucken zu lassen, wodurch unsern Zöglingen das Auswendiglernen solcher Stellen ungemein erleichtert, und ihnen Gelegenheit verschafft wird, sich einen Schatz reicher Erkenntniß und des besten und kräftigsten Trostes auf künftige Tage zu sammeln und zu bewahren.»*



**DIE**  
**Änder- und Verbesserungen**  
**in**  
**ZURICH**

von deren Errichtung bis zu Ende  
des Jahres 1834.

dargestellt  
VON

dem Präsidenten dieser Anstalt  
**HEINRICH VON ORTLEB**  
Mitglied des Obergerichtes  
**ZÜRICH.**

ZUM BESTEN DER ANSTALT

*Zürich in Commission der Schultheis'schen Buchhandlung*

**1835.**



BIBLISCHES  
SPRUCHBUCH  
FÜR  
BLINDE.

GEDRUCKT IN DER  
BLINDEMANNSTALT  
IN ZÜRICH.

1828.